

Hier und in der Bewertung Steins wäre ein Blick in neuere Darstellungen hilfreich gewesen. Auch wenn der Ansatz von *Frère* legitim ist, so stellt sich doch die Frage, ob es sinnvoll ist, Kommunalsysteme ausschließlich mit Blick auf die ökonomische Nutzenmaximierung zu studieren.

Thomas Höpel

**Rudolf Stöber, Die erfolgverführte Nation. Deutschlands öffentliche Stimmungen 1866 bis 1945, Franz Steiner Verlag Stuttgart 1998, 394 S.**

„Kann man eine Zeit und Kultur verstehen, ohne an ihr teilzuhaben?“ fragt der Verfasser dieses der Geschichte und den Kommunikationswissenschaften gleichermaßen gewidmeten Buches am Anfang – jene Frage, die Historiker und auch die Konsumenten ihrer Produkte immer wieder beschäftigt.

Die Gefahr, daß die Vergangenheit mit den eigenen Urteilen des Historikers belastet, daß Geschichte nacherfunden, gemacht wird, ist groß. Um ihr zu begegnen, wird sich der redliche Historiker nicht nur mit jenen Quellen befassen, die etwas darüber aussagen, was geschah, sondern auch mit jenen, die darüber erzählen, was die Zeitgenossen darüber dachten. Aber wer schreibt auf, was „man“ damals dachte? Preußische Regierungspräsidenten hatten „Stimmungen und Meinungen“ ebenso aufzuzeichnen und zu interpretieren wie Hitlers Gestapo.

Aber sind die Stimmungsberichte, sofern sie nicht von vornherein im Interesse des Adressaten, an den sie gerichtet waren, verfälscht wurden, eine möglicherweise einseitige Auswahl? Haben die Medien nicht eher bestimmte „öffentliche Stimmungen“ erzeugt, die öffentliche Meinung manipuliert?

Wer interpretiert für den Historiker das Interpretat?

Der Autor hat sich dieser Aufgabe gestellt. Was *Stöber* da aus der Zeit des zu Ende gehenden Deutschen Bundes, des zweiten Deutschen Reiches, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus an einschlägigen Berichten mit immensem Fleiß ausgewertet hat und anhand vieler Beispiele darlegt, ist vielfach hochinteressant, weil es oft den stereotypen Vorstellungen darüber, was „man“ in jenen Zeiten dachte, aber auch, darüber, wieweit öffentliche Stimmungen manipuliert werden konnten, widerspricht. Die Kerngedanken seiner Untersuchungsergebnisse sollten nachdenklich stimmen.

„Es waren vor allem Realitäten und reale Erfahrungen, die öffentliche Stimmungen und Meinungen beeinflussten“, schreibt *Stöber*. „Die Medien, theoretisch der effektivste Hebel zur propagandistischen Revolution, mußten sich nach der Decke strecken“ (S. 353). An dieser Grundeinschätzung, der die Erkenntnis der bedingten Wirksamkeit der manipulierenden Zielstellungen der Medien enthält, änderte sich innerhalb der Zeit von 1866 bis 1945, einer „Zeit ungewöhnlicher Dynamik und großer Veränderungen auf dem Mediensektor“ eigentlich nichts. Ausdrücklich bezieht der Autor in dieses Urteil auch das „Dritte Reich“ ein, dem erstmals alle seit etwa 1870 nacheinander entwickelten Mediensparten Parteipresse, Massenpresse, Film und Rundfunk einem Regime gleichzeitig zur Verfügung standen. Gerade für die NS-Zeit kann *Stöber* nachweisen: „Die Bevölkerung suchte auf vielen Wegen Ersatzinformationen zu beschaffen, wenn die normalen Vermittlungskanäle geschlossen oder stark reglementiert wurden.“ (S. 357)

Der Autor kommt weiterhin zu dem Ergebnis: „Offensichtlich waren Mei-

nungen und Stimmungen hinsichtlich außenpolitischer Themen und den wichtigsten Persönlichkeiten im Mittelwert immer deutlich positiver, als dies bei den Themen des alltäglichen Lebens der Fall war. Bei dem näheren Hemd war die Bevölkerung kritischer und dementsprechend Meinung und Stimmungen negativer als bei dem ferneren Rock“ (S. 357) Von den Medien gesetzte Themen hatten um so mehr den gewünschten Erfolg, je weniger sie überprüfbar, d.h. je kürzer in der Agenda bzw. je entfernter von der alltäglichen Erfahrung sie thematisch waren. „Wo voraussetzungslos und unüberprüfbar neue Medienthemen die Diskussionen der Öffentlichkeit beeinflussten, waren die von der Propaganda intendierten positiven Wirkungen am ehesten zu erzielen.“ (S. 357)

*Stöbers* Fazit: Die langen Trends in den öffentlichen Stimmen „waren eher Ursache denn Folge medialer Veränderungen“ (S. 353).

Der Autor hat ein Buch geschrieben, das wegen der genannten und anderer Schlüsse, aber natürlich auch wegen der Vielzahl von Einzelergebnissen für Historiker wie für Kommunikationsforscher unbedingt lesenswert ist.

Jörg Roesler

**Sebastian Conrad, Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 134), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, 485 S.**

Der Autor dieser Berliner Dissertation hat ein bemerkenswertes Lesepensum absolviert. Fast 60 Seiten Literaturverzeichnis verweisen auf zwei Stapel von Publikationen, die der Vf. vergleichend auf ihre Deutungen der deutschen resp.

japanischen Nationalgeschichte durchgesehen hat, und eine umfangreiche Sekundärliteratur, die es zur Geschichte der Geschichtsschreibung beider Länder für die Nachkriegszeit gibt. Der durchaus beträchtliche Gewinn dieses Unternehmens ergibt sich auf drei Ebenen: zum einen natürlich aus der Parallelisierung nationalgeschichtlicher Selbstvergewisserungen, wobei sich für das deutsche Publikum vor allem ein enormer Informationsgewinn zur japanischen Entwicklung ergeben dürfte. Zum zweiten nimmt Conrad mit seiner Arbeit an der Debatte darüber teil, was eigentlich Gegenstand von Historiographiegeschichte sein soll und plädiert – gegen die in der Rösen-Schule dominierende Aufmerksamkeit für die Entwürfe von Historikern und methodologischen Reflexionen, aus denen sich eine Art „Whig history of history“ (Charles Maier) ergibt – dafür, die materiale Produktion der Historiker, ihre Darstellungen der jeweiligen Geschichte in den Mittelpunkt zu rücken. Daß er sich dabei auf jenen Bereich der Geschichtswissenschaften stützt, die sich der Nationalgeschichte in Deutschland bzw. Japan zuwenden, mag derjenige bedauern, der sich eher für die Gegenströmungen der Weltgeschichtsschreibung oder der regionalen Zugriffe interessiert, aber der Vf. folgt hier doch einer weit verbreiteten und auch mit guten Gründen anerkannten Auffassung, daß die Nationalgeschichtsschreibung im 20. Jh. lange Zeit die vorherrschenden Geschichtsbilder konstituierte und zentrale Prägestkraft für Identifikationsprozesse entfaltete. Zum dritten führt Conrads vergleichende Absicht dazu, daß er dem japanischen Fall, in dem die gravierenden Veränderungen unmittelbar nach 1945 einsetzten, synchron den westdeutschen Fall gegenüberstellt, der für den gleichen Zeitraum normaler-